

Auch unter den führenden Dissidenten Osteuropas gaben manche, darunter auch solche, die selbst unter der deutschen Barbarei gelitten hatten, ihrem Vertrauen in ein neues demokratisches Deutschland Ausdruck und nahmen Risiken auf sich, um zur Versöhnung mit ihm beizutragen. Václav Havel erklärte Anfang Januar 1990: «Wir müssen uns bei den Deutschen entschuldigen, die nach dem Zweiten Weltkrieg [aus unserem Land] vertrieben wurden.» Diese Entschuldigung war für seine kommunistischen Gegner Anlaß, ihn wegen seiner angeblich un- oder antinationalen Haltung anzugreifen, aber ich feierte sie in einem Aufsatz in der *New York Times* als «eine großmütige Geste»; Osteuropa, sagte ich, müsse sich von der sowjetischen Orthodoxie nicht nur in der Gegenwart, sondern auch im Blick auf die Vergangenheit befreien. Die Vertreibung der Deutschen aus dem Sudetenland war «unter oft brutalen Bedingungen durchgeführt» worden, und betroffen davon waren nicht nur Nazis, sondern auch nazi-feindliche Deutsche. (Ich erwähnte als Beispiel eine sudetendeutsche Freundin, eine Hitlergegnerin, die im Zuge der Vertreibung umgekommen war – es handelte sich um Gret Kubelka.) «Entschuldigungen sind notwendige Voraussetzungen für ein neues Europa», fand ich, und ich erwähnte auch die offizielle Entschuldigung der DDR für die Beteiligung an den Maßnahmen des Warschauer Pakts gegen den Prager Frühling im Jahre 1968 sowie das Eingeständnis der Sowjetunion im Jahre 1989, daß der 1979 erfolgte Einmarsch in Afghanistan illegal gewesen sei. Wenn man eine neue, bessere Ordnung schaffen wolle, müsse jedes Land – hier bezog ich die Vereinigten Staaten ein – sich ehrlich seiner Vergangenheit stellen, ohne übertriebene Schuldgefühle zu entwickeln und ohne sich der Amne-

sie hinzugeben. Entschuldigungen waren 1990 noch nicht zu Routine und nichtssagenden Gesten verkommen. Aber für diesen Artikel erhielt ich unvergeßliche Schmähbriefe. Slowaken schrieben mir, alle Tschechen seien «Schweine», und allein die Slowaken hätten sich gegen Hitler gewehrt, eine offenkundige Unwahrheit. Ein Rabbiner war aufgebracht, weil ich es gewagt hatte, eine einzelne Sudetendeutsche zu erwähnen, die umgekommen war – hatte ich etwa die sechs Millionen ermordeten Juden vergessen?

Einige Wochen später wurde ich zu einer Diskussion darüber aufgefordert, was die deutsche Vergangenheit für die Zukunft Deutschlands erwarten lasse, und zwar in überraschend erlauchter Gesellschaft. Ende Februar 1990 fragte die britische Botschaft in Washington an, ob ich eine Einladung von Mrs. Thatcher auf den Landsitz Chequers annehmen würde, zu einem, wie ihr Privatsekretär Charles Powell sagte, «zwanglosen Gespräch» mit einigen Experten über die aus der deutschen Geschichte zu ziehenden Lehren; das Gespräch sollte helfen, mit der deutschen Wiedervereinigung in der Gegenwart und auch mit dem künftigen vereinten Deutschland umzugehen, und es sollte klären, «wie wir sicherstellen können, daß die Vereinigung die Stabilität und Sicherheit Europas stärkt». Das für Ende März vorgesehene Treffen sei «streng vertraulich» zu behandeln.

Ich nahm an – wie hätte ich auch die Chance ausschlagen können, die britische Premierministerin kennenzulernen, und das auch noch in Chequers, dem legendären Landsitz britischer Premierminister, dem Rückzugsort Churchills, dem britischen «Camp David»? Die Liste der Teilnehmer war ansehnlich: Gordon Craig war der andere Amerikaner außer mir, ferner waren drei britische Historiker eingeladen – Lord Dacre (Hugh Trevor-Roper), Norman Stone und Timothy Garton Ash – sowie der Journalist und ehemalige Direktor von Radio Free Europe George Urban.

Am 23. März traf ich mich in London mit Gordon Craig, und wir bekamen Powells Programm für den Ablauf des folgenden Tages. Die erste Sitzung sollte sich der deutschen Vergangenheit widmen: «Was lehrt uns die Geschichte über den Charakter und das Verhalten der deutschsprachigen Bevölkerung in Europa? Gibt es bleibende Nationaleigenschaften? Haben die Deutschen sich in den letzten 40 (oder 80 oder 150) Jahren geändert?» Dazu wollte die Premierministerin «die Weisheit jedes einzelnen Teilnehmers hören». Die zweite Sitzung sollte sich damit befassen, was «Deutschlands künftige Rolle in Europa sei und welche Veränderungen sie in unserer Diplomatie erforderlich machen könnte».

Mrs. Thatcher empfing uns freundlich, und beim Mittagessen saß ich

neben Denis Thatcher, ihrem Mann, mit dem ich nicht recht ins Gespräch kam. Sie dagegen brillierte auf eine pfiffig kokette Art, die Charme und grenzenlose Selbstsicherheit ausstrahlte. Außenminister Douglas Hurd und Powell, der Protokoll führte, waren reserviert, wie man es von ihnen erwartet hatte.

Die Premierministerin leitete das Treffen und bat jeden von uns um ein einleitendes Statement. Wie ich aus meinen rasch hingeschriebenen Notizen entnehme, war mein erster Punkt «der englisch-deutsche Antagonismus: größter Schaden für die Hoffnungen auf ein friedliches zwanzigstes Jahrhundert». Ich sprach über die antagonistische Umkehrung der Beziehungen im späten neunzehnten Jahrhundert, als das kaiserliche Deutschland Englands industrielle Stärke übertroffen hatte und (hauptsächlich aus innenpolitischen und Prestige Gründen) seine Seemacht in Frage stellte, und dann über die gegenseitige Wahrnehmung des anderen als Todfeind in den Schlachten des Ersten Weltkriegs. Die Millionen Toter und Verstümmelter hinterließen ein gespaltenes Vermächtnis: für einige den glühenden Wunsch, «nie wieder» Krieg zu führen, für viele ein tiefes Mißtrauen gegen die englische Heuchelei auf der einen und die deutsche Barbarei auf der anderen Seite.

Ich fügte hinzu, daß Mißverständnisse diesen Antagonismus verstärkt haben könnten. Die Briten vergaßen nie, daß Reichskanzler Bethmann Hollweg am 4. August 1914 bei der Überreichung der britischen Kriegserklärung, in der die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland hervorgehoben wurde, gesagt hatte: «Das alles nur für einen Fetzen Papier», was die Briten glauben ließ, die Deutschen betrachteten Verträge als bloße Fetzen Papier. Ich schlug eine mögliche andere Lesart vor: Vielleicht hatte der Kanzler auf ungeschickte Weise seinem Entsetzen darüber Ausdruck gegeben, daß die Briten, anders, als die Deutschen gehofft hatten, nicht neutral blieben, und sofort das Ausmaß der Katastrophe begriffen. Vielleicht war es mehr eine Klage als ein Urteil über Verträge, eine unbeholfene Entsprechung der Bemerkung von Sir Edward Grey: «In ganz Europa gehen die Lichter aus; wir werden es nicht mehr erleben, dass sie wieder angezündet werden.»

Natürlich war die deutsche Vergangenheit eine schwere, nicht abzuwerfende Bürde, aber sie war für die gegenwärtige Situation doch von begrenzter Relevanz, fanden wir Historiker. Sie führte zu Angst bei Deutschlands Nachbarn und zu heftigen Konflikten unter den Deutschen. Doch die Deutschen hatten sich geändert; die Bundesrepublik hatte jetzt eine ver-

antwortungsbewußte, westlich orientierte politische Klasse, und frühere deutsche Merkmale wie eine Aggressivität aus Angst waren weitgehend verschwunden. Die Wiedervereinigung würde gewaltige Probleme aufwerfen, doch Deutschland würde sie am Ende meistern.

Wir «Experten» vertraten diese Auffassung mit um so größerem Nachdruck, je deutlicher uns wurde, wie tief bei der Premierministerin der Argwohn und die Abneigung gegen die Deutschen waren. Die Eiserne Lady, im Bann ihrer Geschichtsbilder, beharrte auf ihrer Meinung: Sie war sich sicher, daß die Deutschen ihre neugewonnene Macht ausnutzen würden, um die Europäische Gemeinschaft zu dominieren und die alte Mission zu verwirklichen, die sie sich selbst in Osteuropa gesetzt hatten. Thatchers Frage, wann sie wieder ostwärts marschieren würden, entsprang einer tiefen Überzeugung; die Deutschen, sagte sie, hätten alle möglichen Vorzüge wie Disziplin und Fleiß, aber sie seien von Tradition und Wesen her gefährlich. Ihre Skepsis und ihr Mißtrauen waren offenbar nicht zu erschüttern. (Gelegentliche Äußerungen von Hurd verrieten, daß er sehr viel aufgeschlossener war: Er war ein nicht von übertriebenen Vorurteilen belasteter Realist.)

Als die Premierministerin sich am Schluß bei uns bedankte, klatschte sie wie ein Schulmädchen in die Hände und versprach uns in einem ironischen Ton: «Ich werde so nett zu den Deutschen sein! Ich werde so nett zu den Deutschen sein!» Kohl wurde einige Tage später in London erwartet, und mir kam der Gedanke, daß beide einige der weniger ansprechenden Züge dessen verkörperten, was sie wohl als Nationaleigenschaften bezeichnet hätten. In Wirklichkeit hatte Mrs. Thatcher keine andere Wahl, als «nett zu sein», aber sie konnte von ihrem Groll nicht lassen. In ihren Memoiren bekannte sie: «Wenn es einen Fall gibt, in dem eine von mir verfolgte Außenpolitik unzweideutig gescheitert ist, dann war es meine Politik bezüglich der deutschen Wiedervereinigung.»

In einer Teepause ergab es sich zufällig, daß ich direkt neben Mrs. Thatcher stand, und da die anderen ein wenig weiter weg waren, entspann sich ein kurzes Gespräch. Ich sagte, wenn das, was sie offenbar über die Deutschen dachte, wirklich ihre Ansicht sei, dann würde sie wohl versuchen, etwas von der alten Entente cordiale zwischen Frankreich und Britannien wiederzubeleben. Sie zog gehörig über die Franzosen her, mit denen nichts anzufangen sei, und flocht noch eine Bemerkung über die Italiener ein, die leichtsinnig und unzuverlässig seien, um dann hinzuzusetzen: «Die einzigen, denen man vertrauen kann, sind die Holländer.» Ich sagte vorsichtig:

«Frau Premierminister, das könnte nicht ganz ausreichen.» Nach einigen Drinks, die sie selbst gemixt hatte, und nachdem sie uns Exemplare einiger unserer Bücher gezeigt hatte, die sie gelesen habe, verabschiedeten wir uns, und auf dem Weg zu unseren Wagen sagte ich zu Tim Garton Ash: «Das einzige Wort, das sie nicht benutzt hat, war *Hunne!*» Die deutschfeindliche Einstellung war tief verwurzelt, und was sie unausgesprochen dachte, mochte sich mit der Ansicht Churchills decken, man habe den Hunnen entweder an seiner Gurgel, oder er liege vor einem im Staub. Gegen diese langgehegten Vorurteile kam keine Vernunft an.

Mrs. Thatcher vermochte den Prozeß der deutschen Vereinigung nicht aufzuhalten, wie sie gehofft hatte: Er hatte seine eigene Dynamik entwickelt. Doch sie war in Europa nicht allein mit ihrer Skepsis. François Mitterrand in Frankreich sah ebenso ungern ein größeres, mächtigeres Deutschland als Nachbarn – vielleicht teilte er die Ansicht von François Mauriac, von dem der berühmte Satz stammt, er liebe Deutschland so sehr, daß er sich gleich zwei davon wünsche. Doch Kohl gewann Mitterrand für sich mit dem Plan des Maastrichter Vertrages von 1992, durch den die Europäische Gemeinschaft in eine noch enger verbundene Europäische Union verwandelt werden sollte. Mit Schritten zu einer verstärkten europäischen Integration hoffte Kohl, den Schwierigkeiten mit der deutschen Einigung beizukommen.

Die Entscheidung über die deutsche Frage erforderte einerseits die Zustimmung der Alliierten und andererseits ein deutsch-deutsches Übereinkommen. Um auch nur den Anschein zu vermeiden, als würden die Verhandlungen von den Alliierten diktiert, wurde die Formel «Zwei plus Vier» erfunden; danach würden sich die beiden Deutschland mit ihren internen Problemen befassen, und die vier Alliierten würden sich darüber verständigen, wie ihre noch verbliebenen Rechte in bezug auf Berlin und Deutschland als Ganzes sowie die Stationierung von Truppen mit den auf Selbstbestimmung gerichteten Erwartungen der Deutschen auf einen Nenner zu bringen waren. In beiden Verhandlungsrunden war Kohl offensichtlich die Schlüsselfigur, und es war beeindruckend, mit welcher Gewandtheit und Sicherheit er agierte. Sein unentbehrlicher Verbündeter war Präsident Bush, denn es lag im amerikanischen Interesse, daß ein starkes Deutschland in der Nato und der Europäischen Gemeinschaft verblieb.

Kohl mußte außerdem eine gemeinsame Währung durchsetzen, und er entschied gegen den Widerstand der Bundesbank, daß für die meisten Transaktionen ein Wechselkurs von 1:1 zwischen der Deutschen Mark und

der Ostmark gelten sollte, womit die letztere weit überbewertet war, was ihm aber als Kompromiß politisch gelegen kam. Noch war der wirtschaftliche Zusammenbruch der DDR nicht in seinem ganzen Ausmaß erkennbar. Aber die Menschen ahnten, daß es Unsummen kosten würde, Ostdeutschland in ein lebensfähiges geeintes Deutschland einzubringen und den Wohlstand hinreichend zu steigern, um die Abwanderung zu stoppen. Die Verschleierung der Schwere der Aufgabe sollte sich als eine weitere psychische Hypothek erweisen. Ich habe diesen wirtschaftlichen Aspekten damals nicht genug Beachtung geschenkt. Mir machten die menschlichen beziehungsweise psychologischen Probleme Sorgen: Hunger ließ sich stillen, dachte ich, aber die Demütigung würde weiter schwären. Ich fürchtete, daß sich bei den Ostdeutschen ein grollendes Gefühl festsetzen könnte, die Verlierer zu sein.

Im Juni hatte ich Gelegenheit, Maizière in seiner Berliner Wohnung zu besuchen, die von seinem zurückhaltenden, nüchternen Stil geprägt war. (Wer diesen Besuch arrangiert hat, weiß ich nicht mehr; ich empfand es als eine besondere Ehre.) Als ich erwähnte, daß die psychologischen Schwierigkeiten der Einigung nach meiner Ansicht größer sein würden als die wirtschaftlichen, stimmte er mir umgehend zu: «Ich möchte nicht 17 Millionen seelische Krüppel in das zukünftige Deutschland bringen», sagte er. Im Dezember 1993 sagte er mir, er habe bei der Wiedervereinigung mit ätzender Ironie gegenüber Kohl bemerkt: «Es tut mir leid, daß ich nicht 16 Millionen Säuglinge mit mir bringe.» Beide Formulierungen lassen darauf schließen, daß Maizière den Eindruck hatte, Westdeutschland wünsche sich die Ostdeutschen psychisch nachgiebig und demütig.

Der Kontrast zwischen den Akteuren in diesem Drama hatte etwas ausgesprochen Symbolträchtiges: Kohl mit seiner wuchtigen Erscheinung, seiner unübersehbaren Selbstgefälligkeit und seiner rheinisch-katholischen Jovialität, und die kleine, schlanke Gestalt de Maizières, des zurückgenommenen, ja bescheidenen Protestanten. Sie mochten einander nicht, und Maizières Zweifel an den Vorzügen des Kapitalismus paßten dem Kanzler auch nicht.

Es gab unter den Deutschen auch offene Gegner der Einheit, und der bekannteste war Günter Grass. Er sah in der Teilung des Landes eine geschichtliche Strafe, empfand Auschwitz als moralisches Hindernis für die Einigung und glaubte, der Friede Europas hänge davon ab, daß Deutschland geteilt bleibe. Ich fragte mich jedoch, warum ein Drittel der Nation die ganze Rechnung bezahlen sollte. Daneben gab es andere in Ost und West, die

sich eine deutsche Konföderation gewünscht hätten, in der eine reformierte DDR eine Zeitlang weiterexistiert und mit einem gemischten Wirtschaftssystem einen «dritten Weg» zwischen Kapitalismus und Kommunismus aufgezeigt hätte. Ich hielt das für verständlich, aber undurchführbar. An der DDR war nichts mehr zu reformieren – die Menschen hatten keine Geduld mehr.

Aus dem Englischen von Friedrich Griese.